

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 18 (1932)
Heft: 38: Bündner-Nummer

Artikel: Einiges über die Kathedrale von Chur
Autor: Lafranchi, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-532090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heranzubilden. So hat das Kloster St. Luzi seine Schüler bis zu den Weihen ausgebildet, zuweilen freilich auch an die Universität geschickt, wie den berühmten spätern Abt Theodul Schlegel, der in Tübingen seine Studien begonnen und in Heidelberg mit dem Magistergrad abgeschlossen hat. Aehnliches darf unbedenklich von Disentis und Pfäfers, den zwei Benediktinerstiften des Bistums, angenommen werden. Von grossem Einfluss für die Bildung des Volkes überhaupt war besonders die Errichtung des Predigerklosters St. Nicolai, das in ganz anderm Masse, als es geschehen war, die Pflege der Predigt aufgenommen hatte und aus Ordenstradition zur Wissenschaft hielt. Unter den Predigerbrüdern gab es gerade in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts mehrfach tüchtige Köpfe.

Damit ist nun über die Volksschule als Stätte des **Elementarunterrichts** nichts gesagt. Kann es verwunderlich sein, wenn wir von ihr so wenig hören, nachdem die Quellen über die wichtigen Lateinschulen so dürftig fließen? Man kann zunächst nur ganz allgemein sagen, dass der Elementarunterricht in den überwiegenden Fällen vom Pfarrer besorgt worden ist. Wir führen als Beispiel an, wie Ulrich Zwingli in Weesen, das zum Bistum Chur gehörte, den ersten Unterricht von seinem Oheim Bartholomäus, dem dortigen Pfarrer, empfangen, dann seine Fortbildung an den Universitäten Wien und Basel erstrebt hat. Ueber die Ausdehnung der Pfarrschulen lässt sich dagegen äusserst wenig sagen, ist uns doch für ganz Graubünden einzig die Pfarrschule zu St. Martin in Chur bezeugt. Indessen ist der Unterricht an Pfarrschulen weit verbreiteter gewesen. Jede bedeutendere Gemeinde hat ihre Schule besessen. Als Gegenstück zur Pfarrschule bestanden auch für den Elementarunterricht städtische Schulen, deren Lehrer von der Gemeinde angestellt wurden. Zu ihnen muss die Schule zu Maienfeld gerechnet werden, von welcher wir nur zufällig erfahren. Wie sehr müssen wir hier die grossen Lücken bedauern! Auf Grund besserer Nachrichten wären wir wohl fähig zu sehen, ob zum Beispiel in romanischen Gebieten der Unterricht in der Muttersprache oder in der deutschen Zunge erteilt worden ist, worin etwas Graubündens durchaus Eigenes liegen würde. Wir müssen aber gestehen, dass unsere Kenntnisse nicht zureichend sind.

Spricht man vom Bildungswesen in Graubünden, so muss doch auch an die nachbarlichen Schulen erinnert werden; denn geographische Zusammenhänge haben immer eine Rolle gespielt. Zu Sargans ist eine städtische deutsche Schule schon anfangs des 15. Jahrhunderts nachweisbar und in dieselbe Zeit reicht der Ursprung der wichtigen Lateinschule in Feldkirch zurück. Die Münster-taler konnten etwa die städtische Schule zu Meran besuchen. Das Vorarlberg und der Vintschgau waren überhaupt, soweit wir sehen, mit mehr Schulen gesegnet als das bündnerische Land, von dessen Bewohnern es noch zu Ende des 15. Jahrhunderts entschuldigend heisst, dass sie in berg- und waldreichem Gebiet wohnten und daher unwissend seien.

Ebenso wenig dürfen die Universitäten unerwähnt bleiben. Sie waren damals wohl wichtig wie heute. Vor allem gewannen sie Bedeutung im 15. Jahrhundert, als auf deutschem Gebiet eine ansehnliche Reihe von Hochschulen gegründet wurden. Für Graubünden waren Basel und Freiburg i. Br. die wichtigsten Universitäten. Aber es gab Engadiner, wie Jakob Pult aus Sent, und Johannes Cristan aus Remüs, die die weite Reise nach Leipzig im hohen Norden Deutschlands nicht scheut und hier von den der romanischen Laute ungewohnten Norddeutschen als Italiener in die Verzeichnisse eingetragen wurden. In Auswirkung des vermehrten Universitätsstudiums erschei-

nen dann in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts auch die ersten namhaften bündnerischen Gelehrten.

Die **Reformation** gestaltete die Schulverhältnisse im Sinne einer Trennung der Schulen um, die natürlicherweise durch die Trennung im Glauben bedingt war.

Die katholische Kirche büsst dabei ihren mächtigen Einfluss zu einem guten Teil ein, die reformierte Kirche aber musste darauf bedacht sein, eigene Schulen zu schaffen, um den ihr notwendigen Nachwuchs heranzubilden. Es war also nicht so sehr die Einsicht, man müsse das Wissen heben, das sie zum Handeln bewog, als vielmehr der Kampf um das eigene Leben. Sie selbst hätte die Gründung der Nicolaischule nicht erreichen können, wäre ihr der Staat nicht zu Hilfe gekommen. Schon vorher jedoch war die städtische Schule vom Hofe abgetrennt worden und unter den Einfluss der reformierten Churer gelangt. Die alte Domschule selbst ist keineswegs zerfallen. Als Salzmann in tragischem Geschick mit seiner ganzen Familie der Pest zum Opfer gefallen war, sprach Comander Zwingli gegenüber die Sorge aus, es möchten die ihm unterstellten Pfarrkinder wieder zu den «Papisten» in die Schule gehen, falls nicht bald ein neuer Lehrer gefunden würde. Die katholische Schule hätte also den Reformierten noch genügt. Nikolaus Baling oder Pfister aus dem württembergischen Balingen ist dann gekommen. Ein ganz tüchtiger Sprachenkenner, fand er, Salzmann ähnlich, reichlich Anlass zu Klagen. Er beklagt bitter die Unwissenheit Rätiens und meint gar, in einem Brief an Zwingli, ihn wundere, was manche der Evangelischen predigen könnten, da sie auch von ferne nicht die lateinische Sprache kännten. So mochte hier der Lehrer noch genügend Arbeit harren. Die Jahrhunderte sind nicht immer so ungleiche Geschwister, wie es zu sein scheint. Aber fortan waren die Schulen nach Konfessionen getrennt. Für beide Konfessionen war die Erhaltung eigener Schulen Lebensnotwendigkeit. Die Katholiken hatten späterhin in Chur ihre eigene Schule auf dem Hofe, während das Gymnasium zu St. Nicolai in der Stadt den Reformierten die Ausbildung sicherte. Auch die Universitäten waren seit etwa 1540 durchwegs nach Konfessionen geschieden. Die Katholiken Graubündens gingen vornehmlich nach Dillingen an die aufblühende Jesuitenuniversität und an das katholisch gebliebene Freiburg, während die Reformierten zahlreiche ihrer Knaben nach Zürich an die Schola Tigurina schickten oder in grösserer Zahl nach Heidelberg und Basel, welche beiden Hochschulen lange Jahrzehnte viele bündnerische Prädikanten beranbildeten.

Chur-Fribourg.

Dr. Oskar Vasella.

Einiges über die Kathedrale von Chur

E. Lanfranchi, Dompropst, Chur.

Der Kunstbeflissene, der die Curia Raetorum besucht, wird es nicht unterlassen, seine Schritte nach dem bischöflichen Hof zu lenken, zu einem der ältesten und ehrwürdigsten Gotteshäuser der Schweiz. Und, wenn er diesen hl. Raum einmaliger Prägung auf sich hat wirken lassen, wird er wünschen, immer wieder dahin zu kommen und immer wieder würde unser Dom ihm neue Aufgaben und Fragen stellen, immer Neues vom künstlerischen Schaffen vergangener Zeiten erzählen.

Der heutige Bau ist nicht die erste Bischofskirche, die auf dem Grunde des römischen Kastells erbaut wurde. Die karolingischen Marmorfragmente, Teile einer Chorschranke mit Flechtwerk-, Ranken- und Wellenband-Motiven, jetzt am Altare der heutigen Laurentius-Kapelle und an der Menta des Kryptenaltares, sind ein sicheres Pfand für das Vorhandensein einer früheren Kirche, der

frühkarolingischen Tellobasilika. Man nahm bisher an, erst Bischof Tello, zugleich Präses von Rätien (758 bis 783), habe die Kathedrale, die bisher auf St. Luzi gestanden sei, an die heutige Stelle verlegen lassen. Erwin Poeschel, der geniale Kunsthistoriker, weist nach, dass eine der zwei Absiden, die bei der Erstellung des neuen Bodens 1921 aufgedeckt wurden, das Grundriss-Schema einer konstantinischen Basilika zeige und wohl bereits der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts ihre Entstehung verdanke. Wir hätten hier das älteste uns bekannte Gotteshaus nördlich der Alpen. Wie gewaltig dieses Ergebnis auch sein mag, so kann es nicht gänzlich unerwartet sein: 451 haben wir bereits sichere Kunde von einem Churer Bischof, dem hl. Atimo, für den Abundatius, Bischof von Como, auf der Mailänder Synode unterschrieb. Wo stand seine Bischofskirche? Die Beweise, die für die St. Luzius-Kirche als älteste Kathedrale plädieren, sind keineswegs zwingend.

Wann begann der Bau des jetzigen Domes? Die Weihe des Chores und des zu Ehren der Muttergottes errichteten Hochaltares fand durch den Zisterzienser-Bischof Berno, nach Bericht des Nekrologium Curiense im Jahre 1178 statt. Nachweisbar sind aber zunächst das Altarhaus und die kleinere östliche Krypta errichtet worden. Wenn wir bedenken, wie langsam der Bau voran-

schritt (erst 1208 konnte der Kreuzaltar und erst 1265 das ganze Gotteshaus geweiht werden), wenn wir feststellen müssen, dass der Bau aus verschiedenen Gründen öfters unterbrochen wurde, so dass nicht einmal der kleine östliche Chor und das grössere quadratische Presbyterium zugleich gebaut wurden, dann müssen wir den Anfang des heutigen Baues wohl früher als bisher (etwa 1170) datieren. Dass den Bau unserer Kathedrale neben der italienisch-lombardischen Schule die französisch-zisterziensische beeinflusste, ist unleugbar. Am auffallendsten zeigt sich die Einwirkung des Zisterzienserstiles in der grossen, monumentalen Einfachheit des Ganzen, dem flachen Abschluss des Chores, der strikten Scheidung des Presbyteriums und des Kirchenraumes für die Gemeinde. Diese Feststellung ist wertvoll, denn sie weist uns auf den Jünger des hl. Bernhard hin, den heiligen Churer Bischof Adalgott (1150—1160). Es wäre nicht unmöglich, dass die zwei Heiligen, Atimo und Adalgott, den Bau der ersten und der jetzigen Kathedrale von Chur veranlasst hätten. Es war eine grosse Zeit, als man an unserer Kathedrale baute: In Assisi lebte der Poverello und um ihn und seine gotttrunkenen Brüder blühte, wohin sie kamen, ein neuer, herrlicher Frühling religiösen Lebens. Dominikus und die Seinen weckten neuen Eifer für Christi Sache. Thomas von Aquin schrieb



Chur, Kathedrale, im Hintergrund der Calanda

Phot. Otto Lang, Chur.

an seiner Summa. Das Papsttum schien in Innocenz III. und auf dem vierten Laterankonzil 1215 seinen höchsten Glanz erreicht zu haben. Als die Kaiser Friedrich Barbarossa und Friedrich II durch Chur zogen, mochten sie, der eine den Anfang und der andere den seiner Vollendung entgegengehenden Kirchenbau sich besehen haben. Die Ritter sangen ihre Minnelieder. Wolfram von Eschenbach dichtete seinen „Parzival“. Dante ward im selben Jahr geboren, als der Dom die feierliche Weihe erhielt.

Schauen wir uns den Dom etwas an: Wie kommt es, dass er, trotz der langen Dauer und der öfters Unterbrechung des Baues, doch so ein organisches Ganzes bildet? E. Poeschel weist darauf hin, dass es unter den Domherren einen ständigen Dombaumeister gab. In seiner Hand lag die eigentliche Bauleitung. Was liegt näher, als dass dieser Würdenträger auch Hüter der Tradition in Plan und Ausführung des Dombau war? Wir stehen vor der Eingangsfassade. Stille Monumentalität zeichnet sie aus. Dem Mittelschiff entspricht der aus Schieferstein bearbeitete Teil, ihn umfassen die zwei wenig vortretenden Strebepfeiler. Wie der ganze Bau, zeigt das Portal romanische Formen, ist aber bereits gotisch gedacht. Gleichzeitig mit unserem Dom sind ja in rein gotischem Stil mehrere Kirchen unserer Schweiz gebaut worden. Nach Entfernung von Staub und Tünche sah man bei der Restauration von 1923, dass die gotisch

bemalten Wulste ob dem Portale durch die Jahrhunderte hindurch ihre Farbe unversehrt bewahrt hatten. Die Apostelsäulen, die jetzt auf beiden Seiten des Kreuzaltares wie strenge Wächter den Eingang in die St. Fidelis-Gruft bewachen, gehörten ehemals wohl hieher als Träger eines Vordaches, das auf einem Holzschnitt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts zu sehen ist.

Dem feierlich strengen Charakter des Aussenbaus entspricht das erdverbundene Schwere, Gedrungene des Inneren. Unserem Dom ziemt billiger Schmuck, leuchtende Farbe und zierliche Linie nicht. Sein Schmuck ist der ernste sakrale Charakter, die Weihe des Alters und sein Ruhm ist eine grosse Geschichte.

Treten wir tagsüber in das Hauptschiff, dann stehen wir gebannt vor den hellen Weiten, wir übersehen all die Unregelmässigkeiten des alt-ehrwürdigen Baues, wo grösste Unbekümmertheit um Winkelmaß geherrscht. Unser Auge folgt dem grosszügigen Schwung der Linien hinauf ins helle Licht der Gewölbe, deren aufgeblätterte Form den Eindruck der Weite erhöht. Das Auge schaut keineswegs ins Leere, im Gegenteil: von der gelblich-grünen Lichtflut der Hochschiff-Fenster in einen Schimmer leiser Verklärung getaucht, gewähren die Gewölbe-flächen einen Ausblick ins Unkörperliche, Unendliche, einen Blick, der die Seele weitet und hebt, wie ihn der reichste Farbenschmuck nicht geben könnte. Unwillkür-



*Löwe mit Säulenträger
aus der Krypta der Kathedrale Chur*
Phot. Otto Lang, Chur.

lich denken wir an das gewaltige Credo mit den zwölf Grundpfilern, das Credo, das dem oberflächlichen Geist reizlos erscheint, den tiefschauenden Gläubigen aber Welten von unübersehbarer Weite und Schönheit schauen lässt. Was jedem gleich auffällt, der in die Kathedrale tritt, ist das starke Abbiegen der Längsachse nach Norden. Ist diese Desorientierung bloss der Sorglosigkeit zuzuschreiben, wie sie tatsächlich im ganzen Grundriss bei den Gewölben und Pfeilern usw., herrscht? Hat die Abweichung symbolische Bedeutung? Wenigstens bei den Kapitälen, die bei Kunstkennern grosse Beachtung beanspruchen, lassen sich die merkwürdigen figürlichen Darstellungen nicht gut anders als symbolisch erklären. Südlich will man den Weg des Heiles, nördlich den Weg der Verderbnis sehen. Es ist in einem kurzen Aufsatz nicht möglich, die einzelnen Stücke der künstlerischen Ausstattung des Domes zu besprechen. Man sucht bei ihnen umsonst nach Stileinheit. Unsere Bischofskirche ist gerade dadurch interessant und bietet dem sinnigen Beobachter in jedem Winkel so intime Ueberraschungen, weil an ihr Jahrhunderte gearbeitet haben, jedes mit dem gleichen Glauben, der gleichen Ueberzeugung bemüht, dem Herrn huldigend, von seinem Besten etwas zu geben. Spätgotisch ist der überaus reiche, in unangetasteter Pracht und in Goldschmuck glänzende Hochaltar. Diesen verdanken wir dem grossen kunstliebenden Kirchenfürsten Ortlieb von Brandis, der im schönen Sarkophag aus rotem Marmor ein würdiges Denkmal erhalten hat. Ihm verdanken wir auch den würdigsten Schmuck des Mittelschiffes: das Sakramentshäuschen, das mit seinen leicht und elegant aufstrebenden Pfeilern und zierlichen Bogen, den Statuetten und graziös im Raum sich verlierenden Fialen ein selten schönes Werk spätgotischer Steinmetzkunst darstellt. Von gutem Barock sind die Kanzel und der Kreuzaltar. Dieser, alles Ablenkenden bar, erfüllt prächtig seinen Zweck, alle Blicke auf den gegenwärtigen eucharistischen Heiland zu lenken, dem alle Kunst huldigen soll. Blos erwähnt seien: der prächtige gotische Luziusaltar im mittleren Joch des Nordschiffes und der westlich davon aufgestellte St. Katharinen-Altar. Es ist ein überaus wertvolles Ergebnis einer gelehrten Studie Erwin Poeschels, dass das Mittelstück dieses mit dem Wappen und der Stifterfigur des Bischofs Heinrich von Höwen (1491—1499) versehenen Altares, als ein Jugendwerk Dürers anzusehen sei. — Eine merkwürdige Eigentümlichkeit bildet in architektonischer Hinsicht die Hufeisenform der Jurtbogen in den Seitenschiffen, womit sogar ein morgenländisches Motiv in dem so interessanten Bau seine Anwendung fand. — Während der Hauptraum von nüchterner Einfachheit und Monumentalität ist, hat die Renaissance- und Barockzeit die Seitenschiffe reichlich, wenn auch nicht sehr wertvoll dekoriert. Ein Tribut der Neuzeit an den Dom bilden das Herz Jesu-Bild von Felix Baumhauer und die Figurenfenster, die, modern gehalten, an den ursprünglichen Charakter der besten Glasmalerei anknüpfen. Glasmaler Albin Schweri hat sie entworfen.

Wenn am 26. ds. Bischof Laurentius Matthias, der Nachfolger der hl. Atimo und Adalgott, in der altehrwürdigen Kathedrale das Pontifikalamt feiern wird, dann wollen wir alle auf die Patene zur Hostie die Bitte legen, dass, wie unser Gotteshaus, das Alte hürend, das Neue nicht zurückweist, unsere Lehrerschaft Kraft des göttlichen Opfersegens im alten, katholischen Glauben fest verankert bleibe und zu immer grösseren Erfolgen schreite zum Segen unserer Jugend und unseres Volkes.

Em. Lanfranchi.

Rätoromanische Literatur und Kultur

(Ein Ueberblick.)

Der Rhetijschen spraach gebraucht noch mehrteils die landschafft Rhetie, in sonnders was ob Chur gelegen, die wir Tüt-schen, Churwälsch, vnd sy selbst Romanisch nemmend. . .

(Vide: Gilg Tschudi, Die vralt warhaftig Alpisch Rhetia, 1538, Bl. 1 u. ij.)

Wenn der Wanderer aus der unteren Schweiz zu uns nach Graubünden herauf kommt, so wird er sofort gewahr, dass dieses Land, das heute einen Teil der Schweiz bildet, ihr nicht gleicht. Unsere Berge und Alpen sind anders, (sind wirklich die schönsten), weil sie von allem lästigen Beiwerk befreit sind, und auf unseren einsamen Tälern verwirklicht sich das Gesetz zur klassischen Kunst: „edle Einfalt und stille Grösse“.

Man spricht auch in „der wahrhaftig Alpisch Rhetia“ eine ungewohnte Sprache.

Rätien ist ein Durchgangsland. Seine Geschichte ist Verkehrs- und Passgeschichte. Die Uebergänge haben es geschaffen, zivilisiert, verteidigt, sie haben aus ihm diese alpine Welt, „dieses Tibet oder Pamir von Europa gemacht, wo sich die Wasser, die Sprachen, die Rassen, die Religionen mischen und trennen.“

In unserem grossen Bergkanton wohnen zirka hunderttausend Seelen, man bekennt sich aber zu zwei Religionen, spricht drei Sprachen: Deutsch, Rätoromanisch, Italienisch. Seit der Eroberung durch die Römer bis zum Ende des Frühmittelalters war Rätien lateinisch, seit dieser Zeit zugleich lateinisch und germanisch. Rätien, das typische Uebergangsland hat auch eine „Uebergangskultur“ und diese war und ist noch romanisch. „Die romanische Sprache ist das wahre Latein der Berge, sie hat von ihnen die Rauheit, den Adel und die Einfachheit und dient mit ihren letzten Mundarten als Mittlerin zwischen dem Deutschen und dem Italienischen.“

Man denke an ihre Eigenart, ihr Alter! Die sogenannte *Lex romana curiensis*, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt, hält den Zeitpunkt fest, da das Vulgarlatein in das Rätoromanische übergeht. Die interlineare Uebersetzung des Pseudo-Augustinus (13. Jahrh.) zeigt diesen sprachlichen Prozess beinahe als abgeschlossen.

Am Ende des 15., anfangs des 16. Jahrhunderts, er tönen schon Helden- und Liebeslieder am Ufer des Inns und des Rheines. Trotzdem berichtet uns Tschudi 1538 in Ton und Stil biblischer Wahrheit: „Die Rhetijsch sprach ist nit gericht, dass man die schryben könne. . .“ Die Einwohner seien durch die notwendige rauhe Arbeit „aller Grammatic, schrybens vnnd redens art entwonet,“ und so zu „verböserung der spraach kommen.“

Durch die Reformation erhielten die Mundarten Gewicht und Kredit. Man wollte das Volk für die neue Lehre gewinnen, und um dieses Ziel zu erreichen, musste man predigen und schreiben, wie das Volk sprach. Das geschah auf Seiten der Reformation zuerst im Engadin:

1. Durch die Uebersetzung des *Neuen Testamentes* (Bifrun 1560).
2. Durch Katechismen (Bifrun 1552, Joh. v. Planta 1582 etc.)
3. Psalmen- u. Liederbücher (D. Chiampel 1562 u. a.).
4. Durch religiöse Streitschriften.

Bifrun wurde der Gründer der ladinischen Schriftsprache und seine Nachfolger verbesserten diese. Von nun an verschwand aus allen Chroniken Tschudis Ausspruch von der Verdorbenheit der rätoromanischen Sprache. Die Literatur des katholischen Oberlandes war noch nicht gegründet; da besuchte der hl. Kardinal Karl Borromäus Disentis und dieser Besuch bedeutete den